

Wiesbadener Tagblatt.

40. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
In Wiesbaden und den Landorten mit Zweig-
Expeditionen 1 M. 50 Pfg., durch die Post
1 M. 60 Pfg. für das Vierteljahr.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Einzelnen-Preis:
Die einpaltige Beilage für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.,
Reclamen die Beilage für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 84.

Freitag, den 19. Februar

1892.

Die Anfangsjahre des Ministeriums Bismarck 1862—64.

Herr Professor Dr. Oden aus Gießen hielt über dieses Thema am Donnerstag Abend die letzte dieswinterliche Vorlesung im Kurhanse. Der im Vergleich zu den vorangehenden Vorlesungen gut besetzte Saal, die atemlose Stille während des fast zweistündigen Vortrags verriethen das große Interesse, das demselben entgegengebracht wurde und waren der beste Beweis für die hohe Meisterhaft des Redners in der Kunst, seine Hörer zu fesseln. Wenn wir im Folgenden einen Auszug aus den Schilderungen geben, so geschieht dies unter dem besonderen Bemerkens, daß dieselben auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. — Wenn wir einen Blick thun können in die Geheimgeschichte einer Zeit, so werden wir stets die belehrende Ueberraschung machen, daß der Zeitgenosse selbst von dem inneren Zusammenhang seiner Zeit sehr wenig erfährt; wenn dieser letztere bekannt wird, pflegt ihn nur noch der Fachmann zu suchen. Neunzehn Hovanzistler der Tagespolitiker, die die beste Gelegenheit hätten, viel aus der Geschichte ihrer Zeit zu lernen, lernen wenig, weil sie in der Geschichte das finden wollen, was sie schon vorher gewußt. Es werden dadurch nicht klüger, vielmehr nur durch schlechte Belege ihrer Theorie in ihrem Irrthum befestigt. Dieser Umstand mahnt zur Vorsicht und Nachsicht bei der Beurtheilung der Männer, die an der Spitze des Staatschiffes stehen und durch Aufstellungen ihrerseits ihre Pläne nur verfesten würden. Unter diesem Gesichtspunkt sind namentlich die Anfangsjahre des Ministeriums Bismarck zu betrachten. Am 28. September 1862 hatte das Parlament in Berlin den Beschluß gefaßt, die geforderten fünf und einhalb Millionen Thaler für die Reorganisation des Heeres weisend zu stimmen. Dieser Beschluß vernichtete das ganze Werk König Wilhelms, dessen Großartigkeit und Nothwendigkeit vier Jahre später von Jedermann anerkannt wurde. Was war in dieser Lage zu thun? Der Kriegsminister v. Moos richtete dem König, Otto von Bismarck als Ministerpräsidenten zu berufen und versicherte den Einwänden des Königs gegenüber, daß Bismarck dem Kuse seiner Majestät Folge leisten würde. Am Mittag des genannten Tages erschien Bismarck in Babelsberg beim Könige, der schon die Absankungs-Urkunde verfaßt hatte und fest entschlossen war, auf die Krone zu Gunsten seines Sohnes zu verzichten. Bismarck konnte das nicht zugeben, und als er versprochen hatte, er wolle ohne Mehrheit im Ministerium und ohne Freigebung der Armeeform und des Budgets desselben regieren, wurde er zum Ministerpräsidenten ernannt. Diese entscheidende Stunde hat König Wilhelm nie vergessen, sondern sie mit derselben Treue bis in den Tod erwidert, weshalb er auch die Nachtrittsversuche seines Kanzlers so entschieden mit dem bekannten „Niemals“ ablehnte. Der Eindruck, den diese Ernennung im Lande hervorrief, war ein Schrei der Entrüstung, der das ganze Reich durchschallte.

Täglich eiferte die Presse gegen diesen Schritt; Bismarcks Neben aus früherer Zeit wurden wieder hervorgeholt und an ihnen scheinbar der Beweis geführt, daß dieser „verlorene Sohn Deutschlands“ für den Posten eines Ministerpräsidenten ein großes Unglück sei. Man vergaß, daß dieser „Reactionär“ in der Zeit, die zwischen den herangezogenen Neben und seiner Berufung an die Spitze des Ministeriums lag, eine Schule durchgemacht hatte und daß er nun willens war, im Bunde auch mit den Liberalen in Kammer und Parlament Oesterreichs Macht über Deutschland zu brechen. Doch das Mißtrauen gegen ihn war zum Fanatismus geworden und der Fanatismus des Mißtrauens, dem nicht beizukommen ist, war schuld, daß damals Alles verkehrt beurtheilt wurde. Auch die denkwürdige Rede Bismarcks am 13. October 1862 litt in ihrer Beurtheilung so sehr an diesem Umland, daß ihr wichtigster Theil ganz verloren ging und erst später wieder aus den Akten herausgegraben werden mußte. Es war darin nämlich auf so fortige Genehmigung der Heeresforderung verzichtet und darauf hingewiesen, daß diese Genehmigung nachträglich eingeholt werden sollte. Als König Wilhelm nach der Schlacht bei Königgrätz auf diesen Punkt zurückkam — die Zustimmung erfolgte damals von allen Seiten — konnte sich Niemand mehr darauf besinnen. Unter dem Conflict, der volle vier Jahre dauerte, litten diejenigen am meisten, welche die Verantwortung dafür trugen. König Wilhelm selbst hatte die schwersten Seelenkämpfe zu bestehen, ruhte doch vor Allem auf ihm der Schein geschwinder Handelns. Eine Unterredung im November 1862 mit dem bekannten Pöhlner Beder aus Grefeld, in welcher dieser dem König von der großen Trauer aller guten Patrioten über die politische Lage redete, erwiderte er: „Meinen Sie, ich traure nicht? Auch mich kosteten diese Zustände manche schlaflose Nacht.“ Bismarck gegenüber sprach der König die Meinung aus, daß sie Beide wohl noch als Opfer des erwähnten Fanatismus des Mißtrauens die Situation mit dem Leben bezahlen würden. Doch mit dem Gefühl des Rechts und der Pflicht schritten die beiden Männer an dem drohenden Meuchelmord vorüber, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Als Bismarck Anfangs November 1862 eine diplomatische Reise nach Paris machte, warf man ihm in Deutschland vor, er sei in die Schule des Staatsstreiches zu Napoleon gegangen — soweit ging die Verleumdung. Und wie hat er dort für Deutschlands und Preußens Sache gewirkt! Zwischen Preußen und Oesterreich mußte es in der nächsten Zeit zum Waffengang kommen. Es gelang Bismarck, Napoleon für die Sache zu gewinnen und „ohne Trinkschale“, wie er sich später ausdrückte, sein Verprechen zu erwirken, sich nicht einzumischen. Er sagte später: „Napoleon hielt uns für schwach, darum gab er seine Einwilligung.“ Ganz bestimmt glaubte Napoleon, die Preußen würden geschlagen; dann bedurften sie seiner Hilfe und er konnte ihnen dann auch seine Rechnung vorlegen. Von dieser Zeit an beobachten wir ein thatkräftiges Eingreifen Bismarcks in die deutschen Geschichte. Der erste

Vorstoß galt dem Zollverein, der neu organisiert wurde. Durch eine Note vom 24. November stellte er in Cassel den gestörten Hausfrieden wieder her, indem er dem widerspenstigen Kurfürsten ziemlich unerblümt mit Absetzung drohte. Dann galt es, Oesterreichs Stellung als Bundeshaupt zu brechen, die Schmach von Olmütz zu rächen und diesem Neide zu zeigen, daß Preußen nicht als ein Staat zweiten Grades noch fernher behandelt zu werden beabsichtigte. Der Krieg mit Oesterreich, der jedenfalls für 1863 vorgezogen war, wurde wegen des Polenaufstandes verschoben. Bismarcks geschicktes Eingreifen verpflichtete den russischen Kaiser zur Dankbarkeit; doch wurde auch jetzt seine Stellungnahme auch von besonnenen deutschen Männern wie Simson und Heinrich von Sybel so bekämpft, daß jeder Fremde glauben mußte, für Preußen sei der Anfang vom Ende gekommen. Zur Schlichtung der Bundesangelegenheiten beabsichtigte Oesterreich dann einen Fürstentag in Frankfurt a. M. zusammenzurufen und zwar auf den 26. August. König Wilhelm äußerte seine Bedenken, weil die Zeit zu kurz war, um vorher die Minister in diese Angelegenheit zu hören, und gab als frühesten Termin den 1. October an. Der Kaiser von Oesterreich gab ihm Recht und trotzdem wurden die Einladungen auf den erstgenannten Termin erlassen. König Wilhelm ging nicht hin und in Folge dessen scheiterten die Beratungen, weil „die Mücke der anwesenden Fürsten an den Stuhl gekesselt waren, auf dem König Wilhelm nicht saß.“ Die Frage des Vortrags im Bunde ließ man auf den geistreichen Vorschlag des Bürgermeisters von Lübeck offen, „man beschloß, nichts zu beschließen.“ In Frankfurt selbst war während dieser Tage sehr viel zu sehen. Die lauteften Hordruse der Zuschauer bei dem öffentlichen Aufzuge der Fürsten galten stets und überall den beiden unbeliebten Regenten, nämlich dem Könige von Hannover und dem Kurfürsten von Hessen, weil sie — die schönsten und feurigsten Pferde hatten. Zum Schluß wurde ein Feuerwerk veranstaltet, das in seinem ersten Theile die Bundesanarchie, in seinem zweiten die Germania darstellen sollte. Erstere gelang vorzüglich, gleich doch der Färschung selbst schon auf ein Haar einer prächtigen Mafete, die sich in der Luft unter lautem Geknatter auflöste und in glänzenden, aber verschwimdben kleinen Kugeln zur Erde fällt. Die Germania aber wollte nicht gelingen, was unter den obwaltenden Umständen nicht Wunder nehmen darf. Hier und da nur sah man einige Kleidungsstücke als einzelne Fäden durchschimmern. Der Kampf zwischen Groß- und Kleindeutschen aber dauerte auch nach dem Fürstentag weiter. Großdeutsche hießen damals die, denen das Reich in der heutigen Gestalt, wie sich auch die Kleindeutschen dachten, viel zu klein war, ganz Oesterreich-Ungarn sollte dazu gehören. Der Tod des Königs von Dänemark machte dem Föderkrieg ein plötzliches Ende. Die Thronfolge in Schleswig vertheilte ganz Deutschland so in Aufregung, daß Bismarck in London erklärte, wenn die deutschen Regierungen den Kampf gegen Dänemark nicht aufnehmen würden, dann müßten sie ihn mit dem Volke, ihren Unterthanen selbst,

Nachdruck verboten.

Gühr.

Roman von Konrad Tzschann.

(A. Fortsetzung.)

Inzwischen hatte ich die Stadt wieder erreicht, und als ich in meinen Gedanken gerade so weit gelangt war, mir die Berechtigung und die Nothwendigkeit eines Kampfes um die Geliebte vor die Seele zu rufen, stand plötzlich Leopold Höfeler vor mir. Ich fühlte, daß ich roth wurde, die Möglichkeit dieser Begegnung gerade in diesem Augenblick machte mich stutzig und war mir peinlich. Er trat aus der Thür des „Greifen“, von dessen Fenstern aus er mich gesehen hatte, und kam mit gewohnter Herzlichkeit auf mich zu. Sein dröhnendes Lachen schallte mir in die Seele. „Sieht man Sie endlich einmal wieder?“ rief er, mir seine beiden großen Hände entgegen streckend. „Ja, in diesen Arbeitsstunden ist Innehalter der wahre Plantagenegger. Heute hatt' ich hier zu thun, dachte aber kaum, daß ich Ihnen begegnen würde, glaubte Sie drängen bei meiner Frau. Ist doch jetzt eigentlich Ihre Freundespflicht, der armen Kleinen ein hübsches Gesellschaft zu leisten.“

Ich traf Ihre Frau eben ganz zufällig bei einem Spaziergange im Stadtwald. Des Gewitters hat uns alle Beide überfallen. Ihre Frau ist so naß geworden, daß sie jetzt im wahren Sturmschritt nach Hause geeilt ist. Und auch ich —

Ich hieß das Alles hastig und abgebrochen heraus, nur bestrahl, von ihm loszukommen. Ich konnte ihm nicht in die Augen sehen. In diesem Augenblick am wenigsten. Ich fürchtete, er würde mir meine Gedanken von der Stirne ablesen können. Aber meine Aemtionen, daß auch ich noch wenig meine Kleidungsstücke wechseln müsse, ließ er nicht gelten. Sein Wachen wurde eben angespannt, und inzwischen

mühte ich mit ihm ein Bißchen hier auf dem Trottoir auf und ab schlenkern und mit ihm plaudern, er habe in acht Tagen mit seinem vernünftigen Menschen mehr ein Wort geredet. So konnte ich mich nicht frei machen. Und während wir hin und her gingen, schob er sogar seinen Arm unter den meinen und schalt in seinem gutmüthigen Polterton auf seine Frau, die trotz des drohenden Unwetters ausgegangen sei, jedenfalls wieder nur um irgend einer guten That willen, die sie dann möglichst vor ihm verborgen halte, als ob gar nichts geschehen sei. „Ja, ja“, fügte er zu, „so ist sie. Aber was soll man machen? Sie ruiniert sich für das arme Volk. Es liegt ihr im Blut, sie ist eine Pfarrers-tochter.“

„Aus dem Heffischen, nicht wahr?“ Ich hatte bei meiner rasch hervorgerufenen Frage die Empfindung, ich wolle durch die Nachsicht, daß Frau Selene aus dem Heffischen stamme, falls Leopold Höfeler sie mir geben würde, nicht überstraft werden, wolle ihm vielmehr zuvorkommen und mich stellen, als wisse ich es und es werde keine besonderen Gedanken in mir. Ich selbst redete mir auch ein, daß das wirklich nicht der Fall sei.

„Wissen Sie das?“ erwiderte mir Leopold Höfeler mit einer gewissen Verwunderung. „Hat sie es Ihnen gesagt? Das thut sie sonst merkwürdig ungern. Von der Vergangenheit mag sie überhaupt nichts hören. Na, das begreift sich. Hübsch hat sie's ja nicht gehabt im Leben, das arme Ding. So eine Pfarrerstochter, die sich nach dem Tode des Vaters auf eigene Füße stellen soll, während sie kaum den Kinderstübchen entwichen ist und eine ewig kankelnde, ich glaube fast oder ganz erblindete Mutter zur Seite, für die sie noch sorgen soll. Du lieber Gott, was kann da werden? Es ist zum Erbarmen, eigentlich noch schlimmer als bei den Töchtern von Arbeitern und sonstigen Leuten, finden Sie nicht? Aber damit hat man kein Mit-

leid. Und wie sie sich ja doch in der Welt herumdrücken müssen, diese armen Wesen! Na, ich habe sie dann bald erlöst. Aber das war der reine Unglücksfall. Als Reisebegleiterin einer alten, vornehmen Dame habe ich sie in einer Pension am Genser See gefunden, als ich damals das ganze Europa und noch ein Bißchen Afrika dazu durchstreifte, und da hat sie mir's gleich angethan. Die Alte war nämlich der reine Drache. Und Selene von einer Lammesgebild, na, es war schon, um gleich sich das Anrecht auf einen Ehrenplatz im Himmel zu erwerben. Und da dacht' ich mir: Du bist zwar ein alter Knabe, lieber Leopold, aber besser als hier wird sie's bei Dir doch noch allezeit haben, so viel ist sicher, denn das hier ist ja das reine Fegfeuer für arme Sünderleuten. Und dann rüstrte ich's — na, und dann kamen wir denn in's Meine. Und haben's, denk' ich, nicht zu bereuen, alle Beide nicht zu bereuen, wahrhaftig nicht!“ Und sein dröhnendes Lachen scholl über die Straße.

Mir schwelte die Frage auf der Zunge: „Wie hieß Ihre Frau vor ihrer Verheirathung?“ aber ich konnte sie nicht heraus bringen. Leopold Höfeler's Wagen war vor-gesahren, wir nahmen Abschied voneinander.

„Sieht man Sie morgen?“ fragte er.

„Ich möchte lieber nichts versprechen.“

„Also dann übermorgen. Und Sie bleiben dann bis zum Abendessen, damit ich auch noch etwas von Ihnen habe. Ich lasse Sie schon sicher nach Hause fahren. Apropos, im Vertrauen: Nichts entdeckt betrefte der Mordge-schichte? Was?“

„Bisher gar nichts.“

„Es ist zum Tollwerden, was? So was in unseren Tagen und hier in unserer guten langweiligen, phylisterösen

